

HEYNE <

Florian Illies

Ortsgespräch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *München Super*

liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 02/2008

Copyright © 2006 by Karl Blessing Verlag GmbH, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © dieser Ausgabe 2008

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlagillustration: © Hermann Hülsenberg

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40533-2

www.heyne.de

Natürlich ist in diesem Buch
alles erstunken und erlogen.



1. Kapitel

Geschlossene Ortschaft

In welchem erzählt wird, wie Tante Do die Marilyn Monroe der Schlitzländer wurde und wie dieses gallische Dorf erst dem Kaiser, dann den Russen und den Amerikanern und schließlich auch der Moderne widerstand.

Und wie es fast gelungen wäre, den Siegeszug der Eisenbahn und des Autos zu verhindern. Nebst einem Lobgesang auf Arschbomben, dreistellige Telefonnummern, Schnauzer und den Sirenenalarm samstags um zwölf.

Erst erkenne ich gar nichts, nur Schemen in Schwarzweiß, dann Felder, Dächer, die schmale Landstraße, den Pfordter See mit seinem Schilfgürtel, und dann, ein paar Sekunden später, rase ich auf den Marktplatz zu, aufs Kopfsteinpflaster, in dem immer tagelang das Regenwasser in kleinen Pfützen stand, und ich sehe tatsächlich die mächtige Buche, in deren Stamm ich einst mit unserem Küchenmesser schmachtend »Tanja« ritzte, was man von oben aber zum Glück nicht sieht. Da bin ich wieder.

Ich sitze in Berlin an meinem Computer, »Google Earth« heißt das Programm, die Bilder kommen aus dem All, hochaufgelöste Satellitenfotos, mit denen man sich an jeden Ort der Erde heranzoomen kann. An jeden. Näher und immer näher. Doch am aufregendsten ist es, zurückzureisen. Per Anhalter in die Galaxis Heimat. Warum nur nutzt man die fortschrittlichste Technik so gerne, um sich zurückzugraben in die Vergangenheit, um das Alter von Fossilien zu bestimmen, um herauszufinden, ob es auf dem Mond Wasser gab und Atlantis in der Ostsee, oder also, ob die Heimat noch so steht – so, wie man sie einst verlassen hat? Die Satelliten

senden beruhigende Botschaften: Sie steht. Zuerst sehe ich das Haus von Tante Do, schiefes, altes, schönes Fachwerk, die Dachziegel voll Moos, dahinter die kleine Wiese, die ich immer mähte, auch den Hasenstall sieht man aus dem All. Wenn man genau hinschaut, könnte man sogar glauben, dass man dem Garten ansieht, dass Frühling ist. Oder dass man die kleinen weißen Bleikugeln erkennt, eingefasst in weißer Häkelei, die an den vier Ecken der orangefarbenen Plastiktischdecke hängen, damit sie der Wind nicht emporhebt wie den Rock von Marilyn Monroe. Aber so etwas sieht man leider nicht, vor allem nicht mit minus drei Dioptrien. Der Computerbildschirm sagt mir: Sie haben den Suchort gefunden, 50. Breitengrad 40 Nord, 9. Längengrad 34 Ost. Bruce Springsteen singt: This is your hometown... Wenn ich auf den Weg zum Pfordter See zoome, dann spüre ich wieder den Fahrtwind am nass geschwitzten Haaransatz, wenn ich mich abgestrampelt hatte und dann den letzten Kilometer runterrollen ließ, durch Wald, durch wogendes Korn, durch schreiend gelben Raps. Und wenn ich das Freibad von oben sehe, rieche ich wieder die süße Sonnencreme auf dem unendlich fernen Mädchenrücken vom Handtuch nebenan und höre das schmatzende Geräusch, wenn Kevin Madsack vom Drei-Meter-Brett eine seiner legendären Arschbomben machte. Edgar Reitz, der Regisseur der großen »Heimat«-Filme (also jemand, der es wissen muss), sagt

mir und allen anderen: Heimat ist immer etwas Verlorenes. Stimmt das?

Ein paar Tage später reise ich wieder zum Suchort – genauer: zum verwackelten Fachwerkhaus von Tante Do. Doch diesmal nicht mit dem Computer, sondern mit der Bahn; der Grund ist, wie so oft, sehr rund. Aus nie ganz geklärten Umständen hat Tante Do nämlich fast jedes Jahr einen runden Geburtstag gefeiert, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Irgendwann hatte man einfach aufgehört zu zählen. Nur Tante Rosa, die eine große Dichterin ist, blieb dabei – es gab von ihr nicht nur zu jedem Anlass neue Gedichte, sondern sie brachte immer auch die alten Liedzettel von der letzten Feier mit, die sie mit kleinen Aufklebern aktualisierte, indem sie das neue Jubeljahr mit Kuli auf kleine Klebezettel schrieb, die dann die vergangene runde Zahl überdeckten. Beim letzten Geburtstag von Tante Do jedenfalls habe ich, als alle fertig gesungen hatten, einmal die alten Kleber abgepult und kam von 85 abwärts über die 75 und die 70 bis zur 65. Die 60 darunter war das Originalmanuskript. In der Provinz schließen sich Herzlichkeit und Pragmatismus also nicht aus. Man könnte auch sagen: Hier weiß man noch, der allgegenwärtigen Beschleunigung zu trotzen. Oder auch einmal von rechts zu überholen: Das letzte Mal jedenfalls präsentierte Tante Rosa neben dem Liedzettel auch gleich ein

fiktives »Interview mit einer Hundertjährigen« – denn das ist insofern ein Fixpunkt in Tante Dos Denken, als sie einmal vor ein paar Jahrzehnten im Überschwang angekündigt hatte, mit hundert Jahren ihren Führerschein freiwillig abgeben zu wollen. Inzwischen aber ist sie sich nicht mehr sicher, ob sie wirklich schon so früh zum alten Eisen gehören will.

Zu den universellen Konstanten des Geburtstagsprogramms bei Tante Do gehört seit über einem halben Jahrhundert auch die Kuchenauswahl: Bienenstich, Schwarzwälder Kirsch und Buttercremetorte. Über die sich dann eine seit ebenfalls fast einem halben Jahrhundert konstante Gästeschar aus immer runder werdenden Onkels, Tanten, Nachbarn, Cousins und Cousinen hermacht. Auf den Bildern in unseren alten Kunstleder-Fotoalben mit Goldprägedruck haben die Männer früher zwar alle schmale Gesichter und eckige schwarze Brillen und die Frauen hohe Locken und enge Kleider. Und die von Onkel Hägar gepflanzten Tannen, die heute das Wohnzimmer verdüstern, sind noch ganz klein. Aber irgendwo sieht man darauf immer eine stolze, strahlende Tante Do und auf dem Tisch ihr legendäres Kalorienrio: Bienenstich, Schwarzwälder Kirsch, Buttercremetorte – das erkennt man auch in Schwarzweiß. Den schwer Süchtigen wurde, seit ich mich erinnern kann, beim Abschied in der Küche noch verschwöre-

risch Buttercreme in Tupperdöschen zum Mitnehmen zugesteckt. Wenn man bedenkt, dass man mit dem Leeren einer dieser Buttercremedosen den gesamten Jahresbedarf an Zucker problemlos decken konnte, bevor man zu Hause ankam, war es auch sinnvoll, dass Tante Do nur einmal im Jahr Geburtstag hatte.

Tante Do war von Anfang an die zentrale Autorität unserer Sippe. Natürlich war sie mit niemandem von uns verwandt, aber der Vorteil von kleinen Orten und der jungen Bundesrepublik überhaupt war ja, dass man sich seine Tanten – ob Alteingesessene, Zuwanderer aus dem Sudetenland oder neue Nachbarn – noch selbst aussuchen konnte. Tante Do war für uns Kinderfrau, Kuchenbäckerin, Tante für alles. Wenn Tante Do nicht Tante war, dann war sie Oberschwester. Oberschwester Doris. Kraft dieses Titels sorgte sie für Angst und Schrecken unter den wehleidigen Männern des Krankenhauses, die sie als Simulanten beschimpfte und frühzeitig nach Hause schickte – und als Gefahr gilt sie auch für den örtlichen Straßenverkehr: »Achtung am Schwarzen Grund«, predigt der Fahrlehrer jedem Jahrgang aufs Neue, »hier kommt die Schwester Doris rausgeschossen.« Sie hat eine wahre Oberschwesternfigur, walkü- rengleich, blondes Haar, durchgedrückter Rücken, zwar so groß wie Nadja Auermann, aber wo diese kantig ist, da ist Schwester Doris rund. Tante Do hat, anders ge-

sagt, einen stadtbekanntem Busen, und wenn wir mit ihr zu unserer leibhaftigen Tante nach Gießen fuhren, mussten meine Brüder bei der Autobahnausfahrt »Großen Buseck« immer minutenlang kichern. Tante Do aber machte das nichts aus, sie freute sich geradezu, denn ihr selbstloses Motto für eine gute Partnerschaft war: Die Männer wollen auch etwas zum Anfassen haben. Mit diesem Motto hielt sie auch nicht hinterm Berg, wenn ich ihr eine neue schlanke Freundin vorstellte. Dennoch wagte ich mich jedes Mal wieder auf den schmalen Grat beziehungsweise den gefährlichen Weg zu ihr, so wie es auch meine Brüder taten und meine Cousins. Kaum hatte man eine neue Freundin aufgegebelt, brachte man sie zum Test zu Tante Do. Nicht, dass sie darum gebeten hätte. Es war einfach ein ungeschriebenes Gesetz unserer Großfamilie, dass es keinen Zweck hatte, über eine feste Beziehung oder gar eine Heirat auch nur nachzudenken, wenn Tante Do die Dame nicht abgenickt hatte. Da saß man dann scheinbar zwanglos auf der eichenen Eckbank, trank seinen Sprudel, aß Gummibärchen und Butterbrötchen mit Schokostreusel drauf, betrachtete die lila Usambaraveilchen auf der Fensterbank, die unglaublich blühenden Orchideen, den Neckermann-Katalog mit Eselsohren auf den Seiten mit Kittelschürzen, Stapel alter Lokalzeitungen auf dem Fußteil des Ledersessels und die blühenden Alpenwiesen auf dem Kalender der Kreisspar-

kasse rechts von der Tür, und während man so den Blick schweifen ließ, wurde die Dame von Tante Do geröntgt. War sie skeptisch, was meistens der Fall war, zeigte sie das sehr subtil: Erschien ihr ein Name, Katharina etwa, zu maniert, dann nannte sie sie konsequent »Katrin«. Und war sie sich über die Gebärfreudigkeit eines Beckens nicht sicher, hieß es beim obligatorischen Nachgespräch: »Isst sie denn auch genug?«. Trotzig versuchten manche von uns, gegen ihren Willen zu heiraten. Sie hängte sich dann die Hochzeitsbilder zwar auf, direkt neben ihren Kachelofen, wies aber jeden darauf hin, dass sie am Fortbestand dieser Ehe zweifle. Und sie hat – nach einem Jahr oder auch zehn – immer Recht behalten. Kaum war die Scheidung durch, hängte sie erleichtert das Hochzeitsbild ab und ein Jugendfoto der oder des frisch Geschiedenen an seine Stelle. Die Welt rast voran, aber an der Wand neben dem Kachelofen im Schwarzen Grund 17 geht die Zeit auch schon mal rückwärts.

Nicht zuletzt deshalb hat dieses Haus eine solche magnetische Anziehungskraft, die man selbst auf Satellitenbildern zu spüren meint. Die Erde scheint sich am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts immer schneller zu drehen, und die ständigen Versuche, Zeit mit E-Mails, SMS und mit Coffee-to-go zu sparen, scheinen am Ende paradoxerweise die verbliebene Zeit

noch mehr zu verkürzen. Aber nun gibt es ja schon erste Umfragen, die belegen, dass die meisten Arbeitnehmer sich beklagen, sie hätten kaum noch Zeit zum Arbeiten, weil sie ständig sinnlose E-Mails lesen oder beantworten müssen. Und sicher wird man auch irgendwann mit dem Unsinn aufhören, Cappuccino immer im Laufen aus hellbraunen Pappbechern zu schlürfen, als sei man beim Marathon und dürfe zwischendurch nicht anhalten. In diesen Zeiten wächst die Sehnsucht nach Entschleunigungs-oasen wie der im Schwarzen Grund 17. Zu trinken gibt es dort noch heute Capri-Sonne, Auerhahn-Bier und Sprudel aus genoppten Glasflaschen. Und wer Kaffee will, muss sich setzen.

Doch dieser Idylle zum Trotz hat der Schwarze Grund 17 einmal versucht, Kontakt aufzunehmen zur herannahenden Moderne. Tante Dos Großvater saß unten in der Wohnstube an seinem Webstuhl, da, wo jetzt die Eichen-Eckbank steht; er webte Stunde um Stunde und ließ das Schiffchen hin und her sausen, hin und her, hin und her, da sah er aus dem Fenster plötzlich den ersten Zeppelin seines Lebens. Langsam schwebte er auf die Stadt zu wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Der Großvater rannte die Treppen hoch bis ins Dachgeschoss, machte die Luke auf, kletterte hinaus, bestieg den Schornstein – und als der Zeppelin das Haus überflog, rief er immer wieder »Hurra!«, »Hurra!«, und warf

seinen Hut hinauf. Doch von oben kam: nichts. Keine Reaktion. Ohne zu gucken oder zu winken, flog der Zeppelin einfach stoisch weiter. Diese Zurückweisung hat Tante Dos Großvater nie verwunden. Auch als ihm seine Tochter, die am Kachelofen saß, sagte, dass man ihn in einem Kilometer Höhe gar nicht gesehen haben könne, blieb er verstockt. »Wenigstens grüßen hätten sie können«, soll er gegrummelt haben, als er die Stiegen, die schon damals bei der siebenundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Stufe von unten knarrten, wieder herabkam. Dann setzte er sich schnaufend an seinen Webstuhl, um das Schiffchen nach links zu werfen und nach rechts und nach links und nach rechts. Hin und her und her und hin. Für den Rest seines Lebens. Seit diesem Tag im frühen zwanzigsten Jahrhundert wurde das Haus zum Widerstandsnest gegen Fortschritt und Technikglaube und die Einwohner zu Helden des Rückzugs. Und damit man den großen, traurigen Zeppelinbegrüßer nie vergisst, hängt in der Wohnstube ein großes Bild, das den Großvater am Webstuhl zeigt, zufrieden seine Fäden ziehend, aber schwer enttäuscht von der Moderne.

Ihren Platz am Kachelofen hat seine Tochter, Tante Ria, eigentlich niemals wirklich verlassen. Tante Ria war die Mutter von Tante Do, wurde von uns aber, mangels Alternativen, ebenfalls Tante genannt. Sie war naturge-

mäß noch älter als Tante Do und trug die weißen Haare zum Dutt. Der Weltkrieg, von dem sie erzählte, war der Erste, sie spielte etwas besser Canasta, konnte dafür aber nicht so gut kochen wie die Tochter. Sie wärmte und brutzelte sich stattdessen mehrere Jahrzehnte lang ihren Rücken an dem grünen Kachelofen. Manchmal, wenn sie so stundenlang unbeweglich am dampfenden Ofen saß, hatte ich Sorge, sie brenne gleich an. Ihr Mann hieß Onkel Max, war aus Sachsen gekommen und einst sowohl als süßwarensüchtiger Konditor wie auch als Fußballer aktiv. Als ich auf die Welt kam, übte er beides allerdings nur noch passiv aus, aß also leidenschaftlich gern Kuchen und hatte sich dadurch im Laufe der Jahrzehnte einen so beachtlichen Körperumfang erarbeitet, dass er beim Fußball nur noch zuschauen konnte – das aber tat er mit großer Leidenschaft. Er begleitete Sonntag für Sonntag 14.30 Uhr Ortszeit den Niedergang der heimischen Fußballmannschaft bis zur untersten Kreisklasse – erst als Trainer, dann als Zuschauer, den Spazierstock immer in der rechten Hand. Er wedelte neunzig Minuten lang damit hin und her, als sei er Karajan. Wahrscheinlich machte er sogar sehr detaillierte taktische Vorschläge, doch auf dem Spielfeld verstand ihn niemand. Es hieß dann hinterher von den grasverdeckten Spielern immer entschuldigend, es hätte am Dialekt gelegen, er hätte wieder zu sächsisch dirigiert. Der einzige Sport, den er bis ins hohe Alter aktiv

ausübte, war das Turmspringen. Auch wenn dies mehr einem unkoordinierten Fallen gleichkam, auf irgendwelche Drehungen während des Fluges verzichtete er, Onkel Max fand es ein Ereignis an sich, dass er aus drei Metern Höhe in eine blau gekachelte Riesenwanne springen konnte, ohne sich dabei zu verletzen. Weil auch er eine gewisse traditionsbewusste Bockigkeit hatte, weigerte er sich standhaft, die Badehose, die er sich als siebzehnjähriger Konditorlehrling in Dresden zugelegt hatte, durch ein neues Modell zu ersetzen. So stand er noch mit sechzig Jahren auf dem Drei-Meter-Brett, inzwischen hatte sich die Hose jedoch am unteren Bund etwas gelockert, und so bot sich den am Beckenrand Stehenden stets freie Sicht aufs Eingemachte. Onkel Max freute sich, dass immer alle hochschauten, wenn er auf dem Sprungbrett stand. Gütig winkte er nach unten. Und – anders als beim Zeppelin und seinem Schwiegervater – winkten alle lachend zurück. Manchmal hilft es, nicht alles so genau zu verstehen.

Tante Ria saß derweil in Kittelschürze und Strickjacke am Kachelofen und löste mit Filzstift Kreuzworträtsel. Manchmal fragte sie uns »Anderer Name für Schlager, drei Buchstaben?«, aber über die Nebenflüsse der Donau wusste sie bestens Bescheid. Fern sah sie nie, das hielt sie für »Gott gestohlene Zeit«. Jeden Morgen und jeden Abend aß sie zwei Scheiben Graubrot mit Tee-

wurst von einem beschichteten Holzbrettchen. Gewisse Berühmtheit erlangte Tante Ria, als sie, die die Technik der modernen Automobile gar nicht erst zu verstehen versuchte, ein einziges Mal in den fünfziger Jahren mit ihrer Tochter im Auto fahren musste. Als Tante Do Steuerrad und Schaltknüppel betätigte, bevor die kurvenreiche Strecke nach Willofs begann, schaltete sich Tante Ria vom Rücksitz ein: »Nimm mal lieber deine beiden Hände ans Lenkrad – das bisschen Benzingerühr kann ich schon für dich machen.«

Tante Ria nahm eben alles mit einer beeindruckenden Gelassenheit hin, ob aus unerklärlichen Gründen fliegende Zeppeline oder Knüppel neben dem Lenkrad, mit denen man das Benzin umrührt. Als sie einmal im Keller des Schlitzer Schlosses stundenlang Kartoffeln für die Herrschaften geschält hatte, war ihr, wie sie immer wieder erzählte, wenn ich bei ihr »Wetten, dass« guckte und Thomas Gottschalk das Studio betrat, sogar ein höflicher Geist erschienen, mit weißer Perücke und geschnürtem Wams. Später stellte sich heraus, dass der Kartoffelschältag just der Todestag eines Grafen aus dem siebzehnten Jahrhundert war, der offenbar noch einmal kurz nach dem Rechten sehen wollte. Sie empfand solche Besuche aus der Vergangenheit grundsätzlich als sympathischer als solche aus der Zukunft. Selbst ihre dritten Zähne trug sie mit Würde und Stolz, auch wenn

sie sich mal wieder vom Gaumen gelöst hatten und auf der unteren Zahnreihe festhingen, wenn sie ein paar Minuten nichts gesagt hatte. Es war für sie normal, dass die Moderne, da die Menschen so dumm sind, sich auf sie einzulassen, ihre Risiken und Nebenwirkungen hat. »Früher hätte ich einfach keine Zähne mehr gehabt«, sagte sie, »jetzt habe ich neue und so auch neue Probleme.« Tante Ria zählte noch zu den Menschen, die, wie Max Weber sagte, »alt und lebensgesättigt« starben.

Nur dreimal am Tag musste sie kurz vom Kachelofen aufstehen, das kleine schmiedeeiserne Türchen des Ofens öffnen und dann in den Schacht hineinrufen: »Pepi!« Da im Haus von Tante Do seit dem schweigsamen Zepelin eine begründete Skepsis gegen alle Formen von Moderne herrschte, wurde der im Dachgeschoss arbeitende, meist unsichtbare Mann von Tante Do, Onkel Pepi, mit diesem Ruf durchs Ofenrohr zum Essen herabgerufen. Onkel Pepi hatte ein sehr sonnengegerbtes Gesicht, als lebte er noch immer auf jenem hohen österreichischen Berg, von dem er einst mit seiner Doris ins ferne deutsche Tal hinabgestiegen war. Er saß tagein, tagaus in seinem oberhessischen Arbeitszimmer und schrieb österreichische Heimatliteratur, die Bücher, die er verfasste, hießen zum Beispiel »Herzhaftes Volk«. Auch wenn er fern der Heimat weilte: Wenn er vom Nachbargrundstück den oberhessischen Hahn krähen hörte,

dachte er ihn sich schnell österreichisch, und alles fügte sich schön zusammen. Und vielleicht kann man ja von den Bergen besonders gut erzählen, wenn man sich nur noch an sie erinnern kann, wenn sie einem nicht mehr leibhaftig den Blick verstellen und den Atem nehmen und die Nachmittagssonne.

Onkel Pepi war ein paarmal von seinem Dachgeschoss heruntergekommen, Stiege für Stiege – es knarrte, wir wissen das, herzerreißend, vor allem bei der siebenundzwanzigsten und der neunundzwanzigsten Stufe von unten – und hatte versucht, den Führerschein zu machen. Er fiel jedoch jedes Mal durch. Einmal, beim vierten Anlauf, hätte er es fast geschafft, der Fahrlehrer atmete bereits erleichtert durch. Doch kurz vor Schluss raste er über die Bahngleise, ohne vorher nach rechts und links zu gucken. Da war es wieder passiert. Warum, so fragte ihn der Fahrlehrer später, warum um Himmels willen habe er nicht angehalten, da hätte doch ein Zug kommen können?! »Nein«, antwortete Onkel Pepi, der Bahnreisende, ganz ruhig, »da hätte kein Zug kommen können. Der nächste Zug kommt erst um fünf vor sechs.«

Aber an der Bahnlinie haben sich schließlich schon immer die Traditionalisten von den Beschleunigungsfanatikern geschieden. Graf Emil etwa wollte keine Bahnlinie in seinen Schlitzer Ländereien, er hielt dies für neu-

modisches, überflüssiges Zeug, außerdem fürchtete er, dass der Lärm ihn beim Klavierspiel stören und die prächtigen Auerhähne aus seinen Wäldern vertreiben würde. Doch solcher Trotz währte kaum fünfzehn Jahre. Dann ließ der Kaiser höchstpersönlich eine Bahnlinie nach Schlitz verlegen – und zwar, weil er es erstens auf die Auerhähne abgesehen hatte und zweitens auf Gräfin Sophia Julia Camilla de Villeneuve Cavalcanti d’Albuquerque, die Frau mit dem sensationellsten Namen der Schlitzer Geschichte und die portugiesisch-brasilianische Gemahlin des Grafen Emil, von der es ein schönes, schwermütiges Porträt von Franz Lenbach gibt. Einmal begrüßte sie den Kaiser am Bahnhof mit einem feierlichen »Willkommen in meinem Schlitz«. Alle schauten betreten zu Boden, und sie war seitdem bei der Bevölkerung, aber nicht beim Kaiser, unten durch.

Der Kaiser kam jeden Frühling zur Balzzeit, auch hat er eine Eiche im Schlosspark gepflanzt, die noch heute steht, und im Jagdhäuschen am Eisenberg hat der alte Kraftmeier beleidigt ein feuerndes Kriegsschiff an die Holzwand gekritzelt, die bis heute bedeutendste Wandmalerei des Schlitzerlandes (direkt nach der Heraklius-Legende von 1350 in der kleinen Kirche in Fraurombach). Der Kaiser war an diesem Tage tief gekränkt, weil bei seiner Ankunft – erstmals nicht am normalen Bahnhof (wo es heute Schnitzel für 5 Euro gibt), sondern am eigens errichteten Kaiser-Bahnhof (wo heute Lederta-



Florian Illies

Ortsgespräch

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40533-2

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2008

Heimat – Ihre Verbindung wird gehalten

Hat Florian Illies in GENERATION GOLF seiner Generation einen Namen gegeben, so gibt er in ORTSGESPRÄCH unserer Heimat ein Gesicht. Mit scharfsichtigem Blick voller Neugier, Humor und Empathie enthüllt er die liebenswürdigen Skurrilitäten der deutschen Provinz. Ziel seiner Reise ist das Städtchen Schlitz, das sich mit urwüchsiger Hartnäckigkeit erst dem Kaiser, dann den Russen und schließlich auch der neuen Zeit widersetzte – eine Reise in die Heimat, von der wir nicht aufhören können zu träumen.

Eingebettet in die bewaldeten Hügel und sattgrünen Wiesen des Fuldatals liegt ein schmuckes kleines Städtchen. Es hat einen stillgelegten Bahnhof, eine Post, ein Heimatmuseum und die größte Kerze der Welt. Die Kirche ist aus dem Jahre 812 und die Pizzeria von 1985. Dieser Ort heißt Schlitz. Er steht exemplarisch für den schönsten aller Orte: Heimat. Jenen Ort, gegen den wir uns oft wehren wollen, aber nicht wehren können. Unsere Verbindung wird gehalten. ORTSGESPRÄCH erzählt von der Liebe zum Landleben und zu dem sagenhaften Zwischenreich der deutschen Provinz, von der Erinnerung an Schwimmbadwiese und Karnevalssitzung, an den Schreibwarenladen um die Ecke und die Apfelernte im Herbst. Aber natürlich geht es nicht nur um die Traumbilder der Vergangenheit, sondern auch um die Veränderungen der Gegenwart. Um unheimliche Klassentreffen und »Total Räumungsverkauf wegen Geschäftsaufgabe«. Darum, wie Heimat dem Selektionsdruck im global village manchmal standhält – und ihm manchmal umso hoffnungsloser ausgeliefert ist. Hat er in seinen letzten Büchern die vergangenen Melodien und Marken seiner Generation beschrieben und bewahrt, so bündelt Illies nun die Schrullen und die Lebensweisheiten, die Landeier und die Helden seines Heimatlands zu einer mitreißenden Telenovela. In ORTSGESPRÄCH macht er sich auf den Weg, um eine Welt fern der City-Tarife und der Starbucks-Kultur für uns zu erforschen und ein landauf, landab diskutiertes Thema zu erfassen: die Heimat im Wandel. Ein nostalgischer, aber nicht verklärter, ein ironiefunkelnder, aber nicht spöttischer Reisebericht von einem der meistgelesenen Autoren seiner Zeit und einem der scharfsichtigsten Beobachter des Landes.